

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 248.

Sonntag, 22. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(A. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Und sie standen regungslos und schauten einander in die Augen, und wußten nicht, wie ihnen geschah. Als hätten sie Drangänes Liebestrank geschlürft, so zauberhaft ward ihnen zu Sinne.

Das Mädchen rauchte, der Flieder duftete süß und schwül, die Nachtigall schluchzte ihr uraltes und doch ewig junges Liebeslied und der holde Abendstern schaute lächelnd nieder auf das junge Menschenpaar, an dem sich das große, holde Wunder vollzog, des Lebens köstlichstes Geschenk, die reine Liebe zwischen Mann und Weib.

Dann lag Werner plötzlich zu Erika's Füßen, abwechselnd ihre beiden Hände an die Rippen ziehend und fast schluchzend stammelte er immer und immer wieder: „Erika, mein Lieb, mein Seideprinzchen, meine süße, kleine Braut.“

Lange noch saßen sie dann zusammen in der Abendstunde dieses milden Frühlingstages mit seinen weichen, blauen Schatten und schwerem Blütengeruch.

Vom fernen Dachstuhl klang der letzte süße Rodruf der Ansel, und immer wieder tönte aus dem Gebüsch von blühendem Flieder und Goldregen der langgezogene Gesang der Nachtigall, weich und betörend.

Ihr Köpfchen ruhte an seiner Schulter, und ihre kleine, warme Hand lag behutsam in der seinen, so leicht und lieblosend wie ein Blumenblatt.

Heilige, süße Gefühle durchglühten sie — so war der Frühling noch niemals in ihrem Leben, so blühend und selig.

Wie ein Blütenregen des Glücks überströmte sie ein seltsames, sehnachtschweres Gefühl, und immer wieder fanden sich ihre jungen, frischen Lippen zu weichem, feuchtem Liebeskuß.

Wie so ganz anders waren doch diese Küsse, als jene, die der stürmische Junge einstmal dem Kinde geraubt — und plötzlich lachte Werner hell auf, und zärtlich über die seidnen Haare seiner kindlichen Braut streichelnd, sagte er neckend: „Weißt du noch, Gerasteb, wie ich dich an meinem Einsegnungstage so täppisch umhastete?“

Auch über Erika's weiches Gesicht flog ein leichtes träumerisches Lächeln, doch in ihrer Stimme lag viel ernstes Sinnen, als sie erwiderte: „Wie magst du nur so fragen, als ob man das wohl jemals vergessen kann. — Aber eigentlich sind wir beide doch recht schlechte Menschen. Anstatt an solche ersten Tagen, an denen man die Grenze der Kindheit überschreitet und in ein neues Leben mit eigener Verantwortung und ersten Pflichten tritt, anstatt da recht gewissenhaft innere Einkehr zu halten, anküsst wir uns und sprechen von Liebe.“

Doch Werner lacht hell auf, und der Jubel eines jungen, ganz jungen Menschenherzens, das vom Leben noch nichts weiß, liegt in seiner Stimme, als er beruhigend sagt: „Unsinn, Lieb, was grübelst du denn nur. Wir haben ja doch gerade ernsthaft innere Einkehr gehalten, und da haben wir eben gefunden, daß unsere Kinderliebe über uns hinausgewachsen ist und so groß und mächtig geworden, daß ein ganzes langes

gemeinsames Leben dazu gehört, um all das Köstliche und Wunderbare solch großer, herrlicher Liebe zu genießen. Und heißt es denn nicht schon in der Bibel: Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, doch die Liebe ist die größte unter ihnen. Und diese Liebe haben wir, sie ist ein Schatz, über den weder Welt noch Schicksal Macht haben.“

Dann, sie noch einmal heiß in die Arme schließend, flüstert er, während ein Reuents in seinen Augen strahlt, als grüßten sich Sehnsucht und Erfüllung: „Komm nun, Liebster, und zage nicht. Glauben an den Erfolg, Glauben an das Glück ist schon Erfolg und Glück selbst. — Und morgen sagen wir es meinen Eltern und deinem Vater und Tante Mie — ach Gottchen — werden die ober Augen machen.“

Er hatte recht, ihre Angehörigen machten Augen, aber in ganz anderer Art, als das glückstrahlende Kinderbrautpaar erhofft und erwartet.

Der alte Olden vergaß sogar vollständig, daß sein Sohn doch immerhin schon die Offizierspanletten trug, und überschüttete ihn mit Vorwürfen und Scheltworten wie einen dummen Jungen.

Schweigend, mit fest zusammengebißnen Zähnen ertrug Werner die zornigen Schmähungen seines Vaters, doch als dieser in seiner Heftigkeit rief: „Und ein so junges, unerfahrenes Ding in Liebesgeschichten zu verwickeln, wenn man genau weiß, daß man sie nie heiraten kann, das nenne ich einfach ehrlos“, da zog eine tödliche Blässe über sein junges, vornehmes Gesicht und seine Hand umkrampfte den Ballast so fest, daß er leise klirrte, und seine Stimme war heiser und fast unverständlich, als er murmelte: „Vater, gehe nicht zu weit.“

Fast erschrocken schaute der alte Baron da auf seinen Sohn, in dem er nun plötzlich nicht nur sein Kind, sondern den Offizier, den Kameraden in des Königs Rock sah, und etwas wie Verlegenheit war über ihm, als er wie entschuldigend sprach: „Nun ja, vielleicht ist der Ausdruck „ehrlos“ falsch gewählt, vielleicht zu hart, doch mindestens unbedacht muß ich dich nennen. Denn sprich selbst, wovon, woraufhin gedenkst du Erika jemals zu heiraten? Du weißt ja, daß Malten seinen Kindern keinen roten Heller geben kann, und ebenso, daß ich kein reicher Mann, daß es mir wahrlich schwer genug wird, dir und Claus eure doch nur kleinen Zulagen zu geben, und nach meinem Tode, ja, da wirst du dich eben durchschlagen müssen, laut Oldenscher Tradition bekommt Claus das Gut, du aber —“

„Vater, das weiß ich ja alles“, hat Werner ihn so unterbrochen. Rauh und gepreßt klang seine Stimme, und hastig, wie um seiner furchtbaren Erregung Herr zu werden, begann er auf und abzugehen.

Ein schwerer Kampf tobte in ihm und malte sich deutlich auf seinen noch knabenhaft weichen Zügen.

Doch mußte es sein, galt es doch nicht mehr allein sein Leben und seine Zukunft, sondern er kämpfte für sein Liebste auf der Welt. So sprach er denn, als er etwas ruhiger geworden, mit ernster Stimme: „Alles weiß ich ja, Vater, und natürlich auch, daß ich als Offi-

nier niemals an eine Ehe mit Erika denken kann, denn für eine jahrelange Verlobung, über der wir beide alt und grau, vom Leben zermürbt werden, um dann kraftlos und ohne Lebensmut eine knappe Kommisshe zu beginnen, nein, dafür taugen weder Erika noch ich. — Aber warum muß ich denn Offizier bleiben, warum kann ich denn nicht umfahnen, den Beruf ergreifen, der mir seit meinen Kinderjahren im Blute liegt, dem mein ganzes Sehnen gilt, warum kann ich denn nicht Künstler, nicht ein großer Maler werden. Laß ihn mich ausziehen, den bunten Rock des Friedenssoldaten, laß mich heraus aus dem glänzenden Glend des armen Offiziers. Du weißt so gut wie ich, Vater, daß eine große, eine ganze, ungeteilte Liebe und Passion dazu gehört, um all die Entbehrungen unter der strahlenden Außenseite zu ertragen. Laß mich das werden, wozu mich meine Neigung treibt, das, darin ich etwas Hervorragendes leisten kann. Ist es denn nicht tausendmal besser, ein großer Künstler zu werden, als zeitlebens ein schlechter Soldat zu sein?"

"Halt", unterbrach ihn sein Vater hier kurz, "halt, was du da sprichst, ist nicht richtig. Du bist sogar ein sehr guter Offizier, wie mir dein Rittmeister berichtet — und als ein Olden, als mein Sohn kannst du auch gar nicht anders sein, habe ich es nie anders erwartet. Auch bist du sehr jung Leutnant geworden, mit achtzehn Jahren werden es nur wenige. — Das ist schon sehr günstig, denn die Armee muß jung erhalten werden. Du kannst Karriere machen, Kriegsakademie, Generalstab."

"Niemals, Vater, glaube es mir doch" — Werner rief es fast flehend, "ich muß doch am besten Bescheid über mich wissen. Der Rittmeister ist außergewöhnlich nachsichtig mit mir, denn er ist ein passionierter Kavallerist, und ich bin ein ganz guter Reiter. Aber das ist doch schließlich kein Verdienst für einen Jungen vom Lande, der sozusagen auf dem Pferde groß geworden, ebensowenig wie daß ich natürlich meine Pflicht tue, was sich doch für einen anständigen Menschen einfach von selbst versteht. Aber eben auch gerade nur meine Pflicht tue ich, Vater, ohne Lust, ohne Liebe. Ich wollte nicht mehr auf meinen Zukunftsraum zurückkommen, aber er ist stärker als ich. Darum flehe ich dich an. Vater, laß ihn mich ausziehen, den bunten Rock, in dem ich nie etwas Hervorragendes leisten werde, laß mich ein Maler werden, denn wie der Vogel weiß, daß seine Schwingen ihn tragen, daß er fliegen kann, so fühle auch ich, es steckt ein Künstler in mir."

Ungeduldig hatte Baron Olden die lange Rede seines Sohnes angehört und immer finsterner ward sein Blick, immer drohender die Hornesalte auf der hohen Stirn. Jetzt aber konnte er sich nicht länger bezwingen, und seine Stimme bebte vor Horn, als er rief: "Schweig! still, ich will das nicht länger hören. Schlimm genug, daß du noch immer die hirnverbrannte Idee hast, ein Farbenflieger, ein Pinselfreier zu werden — mit meinem Willen wird sie sich aber nie verwirklichen. Denn niemals, hörst du, niemals gebe ich diesen Blödsinn zu, und vergiß bitte nicht, daß du noch nicht mündig und daher der väterlichen Gewalt unterworfen bist."

"Das weiß ich und fühle es ja viel zu sehr, um es jemals zu vergessen", erwiderte da in wild aufflammender Heftigkeit Werner, und sein Antlitz erschien um Jahre gealtert, "aber ich weiß auch, daß ich eines Tages mündig werde. Ich habe dich angefleht, wie man es nur einmal im Leben tut, wenn es das Höchste, das Heiligste gilt. Du gibst meinen Bitten nicht nach, vergeblich habe ich mich gedemütigt, und recht- und willenlos muß ich mich fügen, solange ich noch keine freie Selbstbestimmung habe. — Dann aber, an dem Tage meiner Mündigkeit, werde ich die Fesseln zerreißen, ihn ausziehen, den Rock, unter dessen glänzender Außenseite ich so viel Bitteres erlitten, und als ein freier Mensch will ich in die Welt gehen, und ich werde mein Ziel erreichen: Dann, wenn es mir gelungen, wenn ich ein großer, ein berühmter Künstler geworden, werdet

auch ihr euch damit ausföhnen, daß einmal ein Olden nicht den vorgeschriebenen Pfad ging, sondern sich seinen Weg selbst suchte, den Weg, der zur Höhe führt." (Fortsetzung folgt.)

Der tote Nachbar.

Kriegsskizze aus Glandern.

Von Rudolf Feynemann.

Der Graben der Engländer war leer. Die Kommiss hatten ihn aufgegeben. Es waren gute Baumeister, die ihn angelegt hatten. Oben schmal, unten bequem, mit Wasserseige versehen und eingebauten Munitionslagern. Aber die Toten lagen noch darin. Die hatten sie liegen lassen müssen, als sie unserem Sturm auswichen. Die lagen da mit verkrampften Händen und sahen aus verlassenen Augen zu, wie wir uns häuslich einrichteten, die umliegenden englischen Zeltbahnen benutzten, um die Grabensohle zu belegen, damit die Nacht besser zu ertragen sei und, indem wir den Graben erweiterten, die Brustwehr gegen die Engländer schufen. Es war nicht viel Arbeit, und sie konnten rasch erledigt werden. Als die Gewehre vorgebracht und die Maschinengewehre eingebaut waren, ging es an eine nähere Untersuchung des Grabens, und manches in die Grabenwand gebohnte "Wand-schränken" wurde entdeckt, in dem sich Konserven, Kates, Whisky und Plumpudding fanden. Auch die großen Dosen mit Cornedbeef wurden aufgetrieben und verteilt als köstliche Beigabe zu unserem Kommissbrot, das noch von den letzten Tagen her im Tornister und im Brotbeutel lag.

Solange es hell war, konnte noch nicht an eine Beseitigung der Gefallenen gedacht werden, und so hatten wir manchen stummen Nachbar neben uns. Der eine war ein blutjunger Engländer, ein hübscher Kerl, tadellos rasirt und sorgfältig angezogen. Auf seinen wachbleichen Händen saßen ein paar grüne Frösche, die von ihrem Plabe nicht wichen und auch vor den Lehmklumpen, mit denen ich sie bewarf, keine Scheu besaßen. Im Mantelanfschlag hatte der Brite eine wunderbar schöne Schaggspeise stecken, frisch gestopft, fertig zum Anzünden, und wenn die Frösche nicht gewesen wären . . . ! Aber dennoch konnte ich den Blick nicht abwenden. Dieser tote Feind hatte noch als Leiche etwas Anziehendes, und ich kann mir heute noch nicht erklären, was mich an ihm besonders interessierte. Waren es die feingeflegten Hände, denen selbst die Grabenarbeit keinen Abbruch getan hatte, war es die Peise? . . . Die Todeswunde war nicht zu sehen, nur ein winziges Loch in dem Waffenrock ließ die Stelle vermuten, durch die das Geschloß gegangen war. Und der Tod mußte schmerzlich gewesen sein, ein echter Soldatentod, denn der Gefallene hatte unverzerrte Gesichtszüge, und es schien sogar, als ruhe ein feines Lächeln in seinen Zügen.

Aus der halbgeöffneten Brusttasche über dem Patronengurt sah ein Briefbogen. Ich nahm ihn und las, was eine Frauenhand auf dem lichtblauen Überseepapier geschrieben hatte. Es waren die steilen, großen Schriftzüge einer Engländerin, regelmäßig die Buchstaben nebeneinandergesetzt. "My Darling!" so redete sie ihn an. Ich habe selten den Brief einer Engländerin gefunden, der nicht diese so eigenartig lieb anmutende Anrede aufwies. Was weiter in dem Briefe stand . . . ich weiß es nicht mehr. Nur soviel steht mir noch in der Erinnerung, daß sie an den baldigen Einzug in Deutschland glaubte und von dort das nächste Lebenszeichen erwartete. War es das gewesen, was dem Briten das leise Lächeln entlockte, das auch der Tod nicht zerstörte? Sie schrieb von ihrer Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, und während ich las, tauchte vor mir das Bild eines hübschen Muschelkopfes auf, und ein Paar dunkle Augen lachten so fröhlich wie damals . . . In solchen Augenblicken gibt es keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Uns alle begleitet Frauenliebe ins Feld, und sie ist es, die im wildesten Totentanz aufrecht erhält. Nun, da ich das gelesen, was nicht für mich, den Feind, bestimmt war, wußte ich, warum der Tote lächelte. Er war mit dem Gedanken an sein Lieb in den Tod gegangen, und so spürte er den Aufbruch des Todes nicht. Durch meine Gedanken aber schoß es: Wenn ich falle, dann so wie der, der dein erbittertester Feind ist! . . . Ein neuer Sturm riß mich aus diesen Träumen, und wieder ward es ein Sieg über die Briten. Aber der Tote waren so viel, daß für die Liebesgeschichten des einzelnen kein Interesse mehr bestand. (Pers. An.)

Aus der Kriegszeit.

Wie Pa. is die Soldaten an der Front verdirbt. Im Anschluß an die bereits berichteten skandalösen Zustände des sog. Patinnenwesens in Frankreich, bei dem die Frauen im Hinterland die Fürsorge für einen Soldaten im Felde übernehmen sollen, machte ein Mitarbeiter des „L'Oeuvre“ sich daran, die gerügten Verhältnisse zu erforschen, indem er, einer Zeitungsanzeige folgend, eine Dame aufsuchte, die sich zur Vermittlung von Patinnen für Soldaten erbot. Das Ergebnis dieses Besuches deckt einen Abgrund der Verdorbenheit auf und verdient darum eine wenigstens kurze Wiedergabe. „Die Vermittlerin“, schreibt der „L'Oeuvre“-Redakteur, „war eine Dame, die nach ihrem Alter sich sehr wohl der Jugend hätte befleißigen können. Sie führte mich in ihren Salon und erklärte: Für 100 Franken bin ich bereit, Sie mit drei entzückenden jungen Frauen in Verbindung zu bringen; d. h. ich gebe Ihnen die Adressen der betreffenden Damen, und Sie schreiben einer von ihnen nach Ihrer persönlichen Wahl. Wenn Sie eine Ihnen zufällig nicht gefällt, haben Sie ja noch immer zwei andere zu Ihrer Verfügung. Ich garantiere ich dafür, daß Sie, wie alle meine Klienten, zufrieden sein werden. Je nach Ihrem Geschmack biete ich Ihnen entsprechende Typen an: „Kleine Arbeiterinnen“, „junge Verkäuferinnen“, „Kriegswitwen“, „Bürgerfrauen“ und auch „Frauen der besten Gesellschaft“. Für Soldaten, deren Urlaub besonders kurz bemessen ist, habe ich auch zwei Damen aus den Bars zur Verfügung. Wer die Einsendung eines Wildes verlangt, muß zwei Franken für ein gewöhnliches Wild, 5 Franken für eine intimere Aufnahme zahlen.“ Es handelt sich, wie „L'Oeuvre“ mitteilt, hierbei um eine regelrechte, in Paris äußerst verbreitete Industrie, durch welche den Urlaubern sofort bei ihrer Ankunft das Geld abgenommen und außerdem ihre Gesundheit bedroht wird.

England bewundert die deutsche Landwirtschaft. Die von England gegen uns versuchte Hungerspolitik zeitigt statt des von den Briten erhofften Ergebnisses eine hiervon sehr verschiedene Erscheinung, nämlich die durch unsere wirtschaftlichen Leistungen erzwungene Bewunderung Englands für die Stärke der deutschen Volkswirtschaft. So kommt es, daß die englische Regierung in einem 74 Seiten langen Buche, das den Titel „Die jüngste Entwicklung der Landwirtschaft in Deutschland“ trägt, den Versuch unternimmt, den englischen landwirtschaftlichen Kreisen hierdurch auf einen besseren Weg und bessere Methoden zu verhelfen. Wo immer man dieses Buch aufschlägt, überall zeigt es auf die entschiedenste Weise den Sieg der deutschen Landwirtschaft. So heißt es an einer Stelle: „Von den Ergebnissen eines Bodenstudiums, das in England zur Ernährung von 40—50 Personen dient, werden in Deutschland 70—75 Personen ausreichend versorgt. Denn die Deutschen bauen auf jedem Acker zweimal so viel Korn und fünfmal so viel Kartoffeln wie wir, und sie produzieren dieselbe Menge Fleisch und zweimal so viel Milch wie die britischen Landwirte.“ Anschließend wird erklärt, daß die Ursache für diese Erscheinung nicht in den besseren Bodenverhältnissen Deutschlands zu suchen sei, denn bekanntlich sei ja gerade der preussische Boden ziemlich dürr, daß man sich auch nicht auf allgemein bessere klimatische Verhältnisse berufen könne, sondern daß das ganze System der Landwirtschaft vom Größten bis zum Kleinsten sich in Deutschland in unvergleichlich besserem Zustande befindet. Es sei tatsächlich bewundernswert, was die Deutschen alles durch Fleiß und Wissen aus ihrem Boden herauszuschlagen vermögen. Besonders bedeutsam sei in dieser Beziehung die Gülle, die den Landwirten durch die staatlich geförderten Landwirtschaftsschulen gespendet wurde. „Guten wir“, so fragt die Regierungsschrift zum Schluß, „ebenso viel Verständnis und Wissen für die Kunst des Ackerbaues und haben wir bisher einen entsprechenden Willen und Fleiß gezeigt?“ Die Ergebnisse seien ein Beweis, daß dies nicht der Fall ist. Jedensfalls konnte die deutsche Landwirtschaft kein höheres Lob erwarten, als die Tatsache, daß eine englische Regierungsschrift zur Verbesserung der englischen Landwirtschaft die Form einer reißenden Bewunderung für die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse annehmen mußte!

Die Kriegsgewinne der nordischen Walfischfänger. Die Lage der nordischen — hauptsächlich norwegischen — Walfischfänger hat sich im Verlaufe des Krieges ganz außerordentlich verbessert, wie einem Bericht der „Nature“ zu entnehmen ist. Dies erscheint auf den ersten Blick merkwürdig, denn bekanntlich klagen die mit der Walfischfängerei wirtschaftlich zusammenhängenden Kreise bereits in den letzten Jahren vor dem Kriege über eine bedrohliche Abnahme an Walfischen, und außerdem kann die Kriegsunsicherheit zur See den Fischfang nicht gerade gefördert haben. Daß die Walfischfängerei jedoch trotzdem wirtschaftlich einen großen Aufschwung erlebte, ist daraus zu ersehen, daß die Werte der größten norwegischen Walfischfängereigesellschaften vom Jahre 1915 zum Jahre 1916 von 20 auf 400 Prozent gestiegen sind. Die Papiere dieser Gesellschaften an der Börse von Christiania sind von 35,6 Millionen auf 61,1 Millionen gebracht worden. Die Erklärung für diese Steigerung liegt darin, daß die Walfischfänger fast ihre sämtlichen Boote, besonders die von 4000—5000 Tonnen, an Kriegslieferanten zu hohen und höchsten Preisen verkauft haben. So sind selbst die Einnahmen der Walfischfänger zu regelrechten Kriegsgewinnen geworden.

Venizelos, der Briefmarkenherrscher. Venizelos ist der Herrscher von Griechenland, so verkündet der „Matin“, und wer es nicht glaubt, braucht nur die letzte Nummer des genannten Blattes aufzuschlagen, um sich Schwarz auf Weiß von der Herrschermwürde des Herrn Venizelos zu überzeugen. Man sieht nämlich im „Matin“ die wunderbar gedruckte und vielfach vergrößerte Wiedergabe einer griechischen Postmarke, auf der Venizelos samt Bart und Brille verewigt ist. Dies, wird erklärt, sei die interessanteste der neuen Marken des Krieges. Nämlich die Postmarke, die die griechische Revolutionsregierung des Herrn Venizelos einzuführen im Begriffe ist. Vorsichtig fügt der „Matin“ hinzu, daß die Marke auf jeden Fall für Markensammler von unvergänglichem Wert sein werde. Dies ist aber auch das einzige Unvergängliche, das bisher an Herrn Venizelos festgestellt werden konnte.

Die Kochliste.)

Es war vor A, so will ich's nennen.

Da draußen im Argonnerwald,

Wo nachmittags zwei „Graue“ rennen

Zu Küchenchef's bekanntem Halt.

Der strenge Herr kann manches leiden,

Doch faßt ihn Horn beim langen Steh'n;

Na, Frihe, einer von den beiden

Weiß mit dem Mann schon umzugehn.

„Du, Dalli! — Funkpruch! — Gleich gib's Feuer! —

Der Feind beschießt den Kreuzungsweg!“

Dem Gulaschmann wird's nicht geheimer.

Füllt schnell und eilt aus dem Beleg. —

Mit Schinken, Sauerkraut beladen,

Geh's wonnig zur Kompagnie;

Da — Huus — Krach! — Granaten —

Drei Sprang, im Graben liegen sie.

Zu plötzlich kam's, drum word vergessen

Die Rist zu stell'n in Sicherheit;

Hat Franzmann Ahnung von dem Essen? —

Er zielt darauf voll neid'icher Freud.

Zwei Niechorgane tief im Graben

Umhaucht urplötzlich jener Duft,

Den sie beim Chef gerochen haben —!

Und wütend Klingt's: „So'n weltlicher Schuft!“

Der Frihe spricht's mit zorn'gem Beben,

Und Karl, ein Unheil ahnend, brummt;

Jetzt dürfen beide sich erheben —

Denn Franzmanns Schlegeln ist verstummt.

„Sprung auf, Marsch, Marsch!“ zum Quell der Düste —

Wie grimmig drein dort jeder schaut! —

Gesprengt die Rist, rings schwarze Gräfte —

Nad weit zerstreut das Sauerkraut.

„Der Kuckuck soll euch Schufte holen!“

Der Frihe brüllt's! Doch Karl ernst spricht:

„Das ist die Strafe für dein Kohlen (Besägen),

Der Mensch verfuhr die Götter nicht!“

Georg Sad (der Weiberfeind).

*) Ristküte, ein metallener, luftdicht verschlossener Behälter, worin das Essen noch mehrere Stunden warm bleibt.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 15.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Wie Beckers Heinz vernünftig wurde.

Erzählung aus der Kriegszeit von M. Herrmann, Wiesbaden.

Beckers Heinz war ein bitterböser Bub, darüber waren sich alle Leute der Nachbarschaft einig, und die Mädchen machten einen großen Bogen, wenn sie in Heinzens Nähe kamen; denn irgend einen Schabernack führte er immer im Schilde, entweder riß er den Mädchen unversehens das Kopfband ab, band ihnen die Schürze auf oder puffte sie, daß sie schreiend davon liefen. Aber dann griff er zu Steinen, wobei er eine große Treffsicherheit bewies.

Freilich, das Werfen mit Steinen unterließ er seit dem Tage, als er ein kleines Mädchen durch einen Steinwurf an der Stirn verletzt hatte, daß das rote Blut auf die Schürze des Kindes herabtropfte. Dieser Anblick hatte ihn erschreckt, und er stand tief beschämt bei der Strafpredigt, die ihm seine Mutter hielt, nachdem sie das Kind verbunden und die Tränen mit einem Stück Schokolade gestillt hatte.

„O, Heinz, Heinz!“ hatte die Mutter gejammert, „wirßt Du denn nie vernünftig werden? Ist es nicht schon schrecklich genug, daß im Kriege soviel Blut vergossen wird? Du hast doch dem Vater versprochen, als er in den Krieg ziehen mußte, Du wolltest nun ganz gewiß brav sein und mir keinen Kummer mehr machen. Nimmst Du das brav sein, wenn Du kleine Mädchen mit Steinen wirfst? Dann weinte Frau Becker herzbrechend und das ging dem Heinz nahe, denn er hatte seine Mutter gewiß recht lieb, aber er konnte seine böse Lust nicht zügeln und nach einigen Tagen der Zurückhaltung verfiel er wieder auf allerhand neu erdachte böse Streiche.

So äßte er gern der alten Mählern, die mutterseelenallein in einem Dachstübchen hauste und die etwas freuzahm war, ihren wackligen Gang nach, wenn sie über die Straße ging. Die Alte pflegte dann drohend die knochige Faust zu schütteln und jedesmal dieselben Worte herzusagen: „Warte nur, Du frecher Bub, Du kriegst noch Deinen Lohn. Deine Mutter wird sich einen Räuber an Dir groß ziehen. Geh' lieber und hilf ihr bei der Arbeit, das ist besser, als alte Leute verspotten.“

Aber den Räuber mußte der Heinz dann immer unbändig lachen, und das Arbeiten war nicht recht nach seinem Sinn, obwohl er Kräfte dazu hatte, denn er war mit seinen neun Jahren ein stämmiger, wohlgenährter Bursche.

Schickte ihn die Mutter jedoch in den Keller, um Holz oder Kartoffeln herauf zu holen, so kam er gewiß nicht wieder, und ging die Mutter dann auf die Suche nach ihm, trieb er sich mit dem Kellerschlüssel in der Tasche auf der Straße herum. Aber Frau Becker konnte ihren Einzigen nicht hart anfassen, und wenn die Nachbarn ihr rieten, das Stöckchen auf Heinzens Rücken tanzen zu

lassen, meinte sie immer, der Heinz würde sich schon bessern, wenn nur die Vernunft bei ihm erst einkehren würde.

Zuweilen schien das wohl der Fall zu sein. So war er am ersten Kriegsweihnachten, das er mit der Mutter allein feiern mußte, gar nicht so lustig wie sonst, und die Festung, die der Vater ihm im Jahre zuvor gebaut hatte, machte ihm diesmal keine Freude, trotzdem ihm die Mutter verschiedene Soldatengruppen neu dazu geschenkt hatte. Gegen seine sonstige lärmende Art verhielt er sich ganz ruhig bei seinem Spiele, um die Mutter nicht zu stören, die mit verweinten Augen in der Sofaecke saß. Sie hatte, wie so viele wohl, gehofft, der schreckliche Krieg möchte so zeitig zu Ende gehen, daß die Väter das Weihnachtsfest wieder daheim feiern könnten. Statt dessen mußten sie im Osten und Westen die Grenzen des Deutschen Reiches vor der Übermacht der Feinde schützen.

Auch das Osterfest verging und mit ihm die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges; Frau Becker war in schwerer Sorge um das Schicksal ihres Mannes, von dem sie seit Monaten keine Nachricht mehr erhalten hatte, so daß sie ihn schon als tot beweinete, bis sie eines Tages zu Beginn des Monats Mai die Nachricht erhielt, daß ihr Mann zwar schwer verwundet, aber doch außer Lebensgefahr in einem Lazarett der Hauptstadt liege. Mit neuerwachter Hoffnung rüstete sie sich zur Reise dorthin.

Sie wollte den Sonntag dazu benutzen, stand beim ersten Morgengrauen auf und bereitete mit sorgender Mutterliebe alles vor, daß ihr Heinz an diesem Tage nicht Not leide. Stellte für ihn das kochend heiße Mittagstrot in die Kochkiste, Milch und Brot für die übrigen Mahlzeiten auf den Tisch und beugte sich dann über den Schlummernden, um Abschied zu nehmen. Aber Heinz hatte sich nur schlafend gestellt und schaute die Mutter mit großen Augen an.

„Ich habe alles gehört,“ sagte er zu ihr, „Du kommst doch heut' noch wieder?“

„Sicher,“ sagte die Mutter, „ich lasse Dich doch nicht in der Nacht allein. Nun sei mir auch hübsch brav, daß keine Klagen über Dich einlaufen.“

Heinz versprach alles Gute, trug auch der Mutter viele Grüße für den Vater auf, aber schlafen mochte er nicht mehr, wie ihm die Mutter angeraten hatte. Als die Mutter gegangen war, sprang er aus dem Bett, wusch sich und zog die Sonntagskleider an. Als dann sein Frühstück und packte die anderen Brotschnitten in die Botanisiertrommel, er wollte hinaus in den Wald, um Maikäfer zu fangen. Sorgfältig verschloß er die Wohnung, wie die Mutter ihm eingeschärft hatte und versteckte

den Schlüssel an den dazu bestimmten Ort. Leise schlich er die Treppe hinab und schritt nun munter aus.

So früh war er allein noch nicht draußen gewesen und frohlockend dachte er bei sich: „Jetzt kann ich die besten und meisten Maikäfer fangen, so früh ist von den andern Buben noch keiner draußen.“ Als er aber von der Kastanienallee abbog, um in den Wald zu gelangen, ging weit vor ihm schon jemand auf dem Wege einher. Er setzte seine Beine in schnelle Gangart und als er etwas näher gekommen war, lachte er laut vor sich hin und sagte: „Das ist ja die alte Mahlern, wie sie wieder hin und her wackelt, die will gewiß Maifräuter suchen,“ und er schlich hinter ihr her, um zu sehen, wo sie hinging, denn die alte Mahlern war bekannt dafür, daß sie alle Plätze im Walde, wo etwas zu holen war, mochten es nun Weidenkätzchen, Maiblumen, Maifräuter oder Himbeeren, Erdbeeren und Brombeeren sein, von alters her am besten kannte.

Doch bei einer Wegbiegung verlor er sie aus den Augen und nun fielen ihm wieder die Maikäfer ein. Hier am Wege standen auch junge Ahornbäume, die sich noch gut schütteln ließen. Hui, wie da die schwerfälligen, von der Nachtkühle noch steifen Käfer herabpurzelten, daß er sie nur aufzulesen brauchte. Bald hatte er den leeren Teil seiner Botanisiertrommel gestopft voll. Nun setzte Heinz sich nieder, um erst sein Brot zu verzehren und dann die Käfer zu sortieren.

Die schönen großen, mit den blanken braunen Schilden, das waren die Könige, kamen in einen gesonderten Raum und als Futter bekamen sie schöne, junge Ahornblätter hinein. Mit den Königen konnte er ein gutes Geschäft machen, da gab es für jeden zwei Stecknadeln mit Glasknöpfen. Vielleicht konnte er auch bei seinem Schulkameraden Philipp dessen kleines Taschenmesser dafür einhandeln, denn der Philipp war ganz erpicht auf die Könige.

Ein Messer hatte er sich schon lange gewünscht, aber die Mutter hatte gemeint, dann würde er noch mehr Unfug als bisher anrichten.

Die übrigen Käfer hatte er vor sich ausgeschüttet, und Schornsteinfeger, die mit den schwarzen Schilden, wie Müller, die mit den weißbehaarten Schilden krabbelten bunt durcheinander. Jetzt schien die Sonne schon warm und die Käfer wurden lebendiger, ja einige von ihnen lästeten die Flügel, um der Gefangenschaft zu entfliehen.

„Was, fliegen wollt ihr?“ sagte Heinz. „Das sollt ihr wohl bleiben lassen,“ riß ihnen einen Flügel oder ein paar Beine aus und warf sie so in die Trommel hinein. Plötzlich knackte es hinter ihm im Gesträuch und als er sich umdrehte, stand dort die alte Mahlern mit zornigem Gesicht.

„Du gottvergeffener Lausbub,“ zankte sie, „bist Du darum so früh aufgestanden, daß Du den Maikäfern kammst die Beine ausreißen?“

Heinz war zuerst erschrocken, gleich aber kehrte seine Keckheit zurück. „Die Maikäfer sind Schädlinge, hat unser Lehrer gesagt, die muß man vernichten,“ gab er zur Antwort.

„Meinetwegen, vernichte sie,“ sagte die Alte, „trag' sie dem Heimerbauern als Hühnerfutter hin, das Futter ist jetzt ohnehin knapp, aber quäle die Tiere nicht, sie sind alle unsers Herrgotts Geschöpfe.“ Dann fiel sie wieder in die alte Redensart von dem Räuber, und darüber mußte der Heinz nun wieder lachen, aber er zog sich doch klüglich aus der Nähe der Alten zurück.

Drohend rief ihm die Alte nach: „Warte nur, Du gottvergeffener, schlimmer Bub, daß Dich der liebe Gott nicht straft, daß die Russen Deinem Vater die Beine so ausreißen, wie Du sie den Maikäfern ausreißt!“

Heinz lief davon, bis ihn die Alte nicht mehr sehen konnte, dann blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. „Die alte Mahlern ist ja dumm,“ dachte er, „ein Maikäfer ist doch nicht soviel wert, wie mein Vater,“ dann aber wurde ihm doch so heiß bei dem Gedanken, die Russen könnten

seinem Vater die Beine ausreißen, daß ihm der Schweiß von der Stirn tropfte; dann fiel ihm ein, daß er vor etlichen Wochen einen Soldaten gesehen hatte, der nur noch den linken Arm besaß. Ob dem die Russen den rechten Arm ausgerissen hatten? Jetzt kam er an der Hintertür des Heimerbauern vorbei.

„Es wird vielleicht das beste sein, wenn ich den Hühnern die Maikäfer gebe,“ dachte er, klinkte die Tür auf und trat in den Hof.

Hier traf er die Kinder des Bauern in eifriger Tätigkeit an. Eiese, die Jüngste, die in gleichem Alter mit Heinz war, saß strickend auf dem Hauloch; ihr Bruder Hans stampfte in einem Troge gekochte, dampfende Kartoffeln klein zum Futter für die Schweine und der dreizehnjährige Peter säuberte den Hühnerstall.

„Du kannst lachen,“ sagte Peter zu Heinz, „kannst schon am frühen Morgen spazieren gehen, unser Vater und der Bruder Fritz sind fort in den Krieg, da müssen wir andern fleißig bei der Arbeit helfen.“

„Ich stricke schon das fünfte Paar Strümpfe,“ sagte Eiese stolz, „die kriegen der Vater und der Fritz und auch die andern Soldaten; ist Dein Vater auch im Krieg?“ Hans nickte. „Jungens können nicht stricken,“ meinte Eiese. „Aber sie können was anderes schaffen,“ sagte Peter, „gelt Heinz?“ Heinz wurde rot, er schämte sich vor den Kindern, weil er sich keiner Arbeit rühmen konnte. „Könnt ihr vielleicht Maikäfer gebrauchen als Hühnerfutter?“ fragte er kleinlaut und öffnete seine Trommel.

„Je mehr, je besser,“ rief Hans herüber und hielt einen Augenblick mit Stampfen inne. „Trage sie nur in die Küche zu unserer Mutter!“ Heinz trat in die offenstehende Küche, wo die Bäuerin mit Spinalputzen beschäftigt war. Hier wiederholte er seine Frage.

„Ei ja, mein Junge,“ sagte die Frau, „schütte sie in den Eimer, der dort an der Tür steht und bringe ihn her.“ Heinz tat, wie ihm geheißen war, doch als er den Eimer aufheben wollte, kam mit wütendem Gekläff ein Hund unter dem Tisch hervorgeschossen und zwickte Heinz in die Hand, daß er vor Schmerz und Schreck laut aufschrie.

„Warte, dich werde ich zwicken lehren,“ schalt die Bäuerin und schlug den Hund derb über die Schnauze, „wer Böses tut, muß Strafe haben, das merke dir, Spitz.“ Der Hund kroch heulend in eine Ecke und die Frau nahm Heinzens Hand in die ihre und klopfte sanft darauf herum. „Dann vergeht der Schmerz,“ sagte sie tröstend zu dem Jungen. „Es ist nicht so schlimm, er hat noch nicht durchgebissen. Hier komm her!“ befahl sie dem Hund, der schuldbewußt zögernd angeschlichen kam.

„Abbitten! Schön machen! Pfötchen geben!“ befahl die Bäuerin und gehorsam setzte sich der Spitz aufrecht und streckte Heinz die Pfote entgegen. Darüber mußte dieser lachen und der Schmerz war vergessen. Er streichelte den Hund, der ihm nun freundschaftlich die gewickelte Hand leckte.

„Jetzt hat er Freundschaft mit Dir geschlossen und tut Dir nichts mehr,“ sagte die Frau; dann goß sie kochendes Wasser über die Käfer, „damit sie gleich tot sind und keine Schmerzen haben, wenn die Hühner sie verspeisen,“ erklärte sie, „und wenn Du noch mehr bringst, gebe ich Dir ein Ei dafür.“

„Ein Ei?“ dachte Heinz, „das kann die Mutter bei den teuren Zeiten gut gebrauchen.“ So marschierte er zurück an den Weg mit den jungen Ahornäzchen. Unterwegs mußte er immer an die Worte der Bäuerin denken: „Wer Böses tut, muß Strafe haben,“ dann betrachtete er seine Hand, an der die Zahneindrücke des Hundes noch zu sehen waren. „Wenn die alte Mahlern das wüßte,“ dachte er weiter, „würde sie gewiß sagen, das war Dir recht Heinz, das war dafür, daß Du den Maikäfern Beine und Flügel abgerissen hast,“ und schen blickte er sich nach allen Seiten um, ob die Alte nicht in der Nähe sei, „sonst denkt sie am Ende, ich will den

Maikäfern wieder die Beine ausreißen," sagte er vor sich hin.

Bald hatte er seine Trommel gefüllt und lieferte seine Beute auf dem Heimerhof ab. Die Bäuerin gab ihm auch richtig ein großes, frisches Ei zum Lohn, das er vorsichtig in seiner Trommel nach Hause trug.

Nun war es wohl an der Zeit, Mittagbrot zu essen, aber es wollte ihm so ganz allein gar nicht recht munden. „Es ist doch langweilig, wenn die Mutter nicht hier ist," dachte er und war froh, als es zum Abend ging. Schon lange, bevor der Zug einlief, fand er mit einer Handvoll Maiblumen, die er am Nachmittag im Walde gesucht hatte, am Bahnhof.

Endlich kam ihm die Mutter entgegen, herzte und küßte ihren Heinz voller Freude über die Blümchen, dann nahm sie ihn an die Hand und erzählte auf dem Heimweg vom Vater, daß er in einigen Wochen nach Hause käme, und dann nie wieder in den Krieg zu ziehen brauche, und dann wollten sie ihm beide alles Liebe und Gute antun, daß er alle Leiden, die er im Kriege habe erdulden müssen, bald vergessen solle.

Heinz wurde ganz vergnügt, die Mutter erzählte nichts davon, daß dem Vater die Beine oder die Arme abgerissen wären und so sorglos wie sonst ging er heute zu Bett.

Als Heinz am nächsten Morgen erwachte, wunderte er sich, daß die Mutter gegen ihre sonstige Gewohnheit noch im Bette lag; als er aber bemerkte, daß sie sich mit fieberhaft heißem Gesicht hin und her warf, sprang er eilend auf und fragte ängstlich: „Was ist Dir Mutterchen, Du bist doch nicht krank?"

„Es ist mir nicht gut," flüsterte sie, „gehe zu der Frau Mahler hinaus und bitte sie, nach mir zu sehen." Hastig zog sich Heinz an und mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinauf. Seine Frechheiten gegen die alte Frau lagen ihm schwer im Sinn; würde sie ihn nicht rauswerfen und wo sollte er dann um Hilfe für die Mutter bitten? Die andern Frauen im Hause waren jezt im Kriege alle durch ihre Arbeit in Anspruch genommen.

Er traf die Alte auf der Treppe, wo sie verschnaufend neben einem Eimer Kohlen stand, und brachte stockend seine Bitte vor. „Deine Mutter hat sich gewiß auf der Reise erkältet," sagte sie, „ich komme gleich, will nur die Kohlen hinaustragen."

„Das kann ich ja machen," bot sich Heinz an und griff auch schon nach dem Eimer.

Als er wieder herunter kam, hatte die Alte seiner Mutter schon einen fühlenden Anschlag auf den Kopf gelegt. Eifrig fragte er: „Was soll ich nun tun, Frau Mahler?"

„Geh' nur ruhig in Deine Schule, wenn Du gefrühstückt hast, ich kann Dich hier nicht brauchen," brummte die Alte.

Ganz niedergedrückt und zerstreut saß er heute beim Unterricht in der Schule; die Furcht plagte ihn, die alte Mahlern könnte seiner Mutter die Missetaten mit den Maikäfern erzählen und dann ging ihm wieder die Verwünschung der Alten durch den Kopf. Nur als der Lehrer in der letzten Stunde erzählte, wie manche Tiere, z. B. Regenwürmer und Eidechsen die Kraft hätten, abgetrennte Teile ihres Körpers durch Wachstum wieder zu ersetzen, wurde er aufmerksam, und als der Lehrer zum Schluß seines Vortrages seiner Gewohnheit gemäß die Schüler aufforderte, sich mit Fragen an ihn zu wenden, wenn sie irgend etwas nicht verstanden hätten, meldete sich Heinz und fragte, ob auch den Soldaten die Beine wieder nachwachsen, wenn die Russen sie ihnen abgerissen hätten.

Über diese Frage lachten einige der Jungen. „Wer über die Frage eines Dummen lacht, ist dümmer als der Frager," verwies der Lehrer sie. Dann erklärte er, daß die höher organisierten Wesen diese Gabe nicht hätten, daß einem Menschen nicht einmal das Glied

eines Fingers nachwachse, ebensowenig, wie einem Käfer ein ausgerissenes Bein und er knüpfte daran die Mahnung, keinem wehrlosen Tiere ein Leid anzutun.

Heinz ließ den Kopf hängen und auf dem Nachhauseweg war er still und in sich gekehrt. Daheim aß er ohne Murren die Suppe, die die alte Mahlern gekocht hatte, obwohl er im Stillen meinte, daß der Mutter ihre Speisen besser schmeckten. Dann ließ er sich willig von der Alten zu allen möglichen Arbeiten anstellen und nickte eifrig bei der Predigt, die sie ihm dabei hielt, daß es nun die höchste Zeit sei, sich zu bessern und seiner Mutter eine Stütze zu sein.

Die Alte war wohl erfreut über seine Bereitwilligkeit, aber sie meinte zweifelnd bei sich: „Wir wollen erst abwarten, wie der Junge sich geberdet, wenn die Mutter wieder auf dem Posten ist."

Nach einigen Tagen hatte Frau Becker sich wieder ganz erholt, aber Heinz ließ nicht nach in seinem Eifer und ließ es sich auch nicht nehmen, der alten Mahlern hilfreich beizuspringen, wenn ihr etwas zu schwer wurde, die Treppen hinauf zu schaffen. Das blieb auch für die Folge so, aus dem übermühten, oft so umhänigen Bubben war ein stiller, ernsther Junge geworden und wenn die Nachbarn sich darüber verwunderten, pflegte Frau Becker zu sagen: „Viel Unglück und Herzeleid hat der Krieg verschuldet, aber auch manches Gute zu Wege gebracht und unser Heinz ist dadurch vernünftig geworden."



Schont den Igel!

Von R. Sylvestor.

Es dürfte wohl allgemein bekannt sein, daß dieser nachbewehrte Vertreter unserer heimischen, kleinen Tierwelt für Landwute und Gärtner ein recht nützlicher Geßte ist. Und wer es wirklich trotz seines achtjährigen Schulbesuches noch nicht wissen sollte, dem sei hiermit zu Rat und frommen gesagt, daß der Igel nicht nur ein sehr geschickter Mäusejäger ist, sondern auch als Insektenfresser eine Unmenge schädlichen Gewürms vertilgt, ja sogar der gefährlichen Kreuzotter, wo er sie findet, den Garau macht. Daß er bei seinen nächtlichen Streifzügen hin und wieder auch einen jungen Vogel vernichtet — dieses Vergehen kann ihm in Anbetracht seiner nützlichen Tätigkeit gar nicht angerechnet werden. Man sollte nun meinen, daß einem so nützlichen Tiere auch der weitestgehende Schutz von jedermann gewährt würde, wo immer es auch angetroffen wird; leider ist dem nicht so. Gegen tierische Feinde hat ihn die Natur ja genügend geschützt, da kann er in Gefahr sich zur Kugel zusammenrollen und so mit seinen spitzen Stacheln jeden feindlichen Angriff abwehren, aber gegen den Menschen hilft ihm die Waffe nichts, und so wird ihm leider überall noch recht übel mitgespielt. Da ist unsere viel zu wenig humane und naturfreundliche Jugend, die mit dem Igel, wo sie ihn antrifft, ihr loses Spiel treibt und ihn schließlich tötet. Da sind auch allerorten noch Erwachsene, die entweder, gleich den Zigeunern, sein Fleisch als Delikatesse schätzen und für sein Stachelfell irgendeine Verwendung haben, oder seinem Fett eine besondere Heilkraft zuschreiben und deshalb jeden Igel, dessen sie habhaft werden können, schonungslos töten. Andere wieder halten den drolligen Kerl in ihrer Behausung an Stelle einer Kage zwecks Mäusevertilgung und entziehen ihn so seiner weitaus nützlicheren Tätigkeit in Garten und Flur. Die eine wie die andere Vernichtung und Verwendung des Igels vonseiten der Jugend wie Erwachsener verdient strengsten Tadel, ja bestraft müßte eigentlich von Rechts wegen werden, wer solche natürliche Feinde des Ungeziefers vernichtet und dadurch Garten und Feld schädigt! Für Igelfett und -fell gibt es jedenfalls zehnfachen Ersatz, und wer von Mäusen belästigt wird, mag sich eine gute Kage oder Falle anschaffen. Der Igel gehört in seinen natürlichen Wirkungsbereich. Da nur kann er seine ihm von der Natur zugewiesene Tätigkeit voll und ganz zum Nutzen für Garten und Flur ausüben. Solche Sünden wider die Natur werden erst schwinden, wenn der Jugend in der Schule mehr Tiersehnsucht angeschlossen wird. Dann wird es zweifellos auch weniger Erwachsene geben, die so unvernünftig sind, wirklich nützliche Kreaturen zu vernichten.

Ein listiger Kleinkrieg im Tierreich.

Daß im Kriege sehr oft List und Schläue rohe Gewalt und Waffen ersetzen müssen, ist eine immer von neuem wiederholte Tatsache, und auch im Tierleben wurde dieses Dogma von der Natur selbst aufgestellt. Ja, hier spielt die Kriegslust sogar eine besonders große Rolle, und oft kommt es zu den sonderbarsten Verwicklungen und raffinierten Zusammenhängen, wie sie von Menschenhirnen kaum ausgedacht zu werden vermögen. Eine derartige listige Kriegsgeschichte spielt sich sehr häufig auf unseren heimischen Wiesen ab, und wenn auch die Beteiligten uns gemeinhin ziemlich unansehnlich scheinen, so ist doch das Abenteuer selbst dafür um so interessanter. Dieses merkwürdige Naturspiel, das auf die am feinsten gesponnene Kriegslust im Naturkampf hinausläuft, beansprucht, wie Wilhelm Bölsche in einer naturwissenschaftlichen Plauderei in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ höchst anschaulich erzählt, die Mitwirkung dreier verschiedener Tierarten. Die Hauptperson ist eine kleine Schnecke mit durchsichtiger gelber Schale, bekannt unter dem Namen *Berghelmsche Schnecke*. Dieser Schnecke begegnet es häufig, daß sie in dem von ihr zum Verspeisen ausersehenen Salat unerwarteterweise ein Ei findet, das sie arglos mit dem wohlschmeckenden Grün verschluckt. Diese Eier aber, die listig in den Leib der Schnecke geschmuggelt werden, enthalten winzige Saugwürmer vom Geschlecht der *Doppelgänger* (*Distomum*). Der ungebundene Gast kriecht erst im Schneckenleib aus dem Ei, geht in der Schneckenbehaltung auf Wanderschaften und vermerkt sich in der Schnecke auf erstaunliche Weise, nachdem er sich selbst puppenartig in eine Hautkapsel gehüllt hat. Diese Kapsel zeigt nach kurzem Abliegen neues Leben, und bald ist ein ganzes Geschlecht fröhlicher Jungwürmer im Schneckenleib vorhanden, die sich alle ebenfalls in wurmartigen Hautkapseln befinden. Die kleinen Gäste machen es sich in dem Schneckenleib immer bequemer und dringen schließlich sogar in die langen Fühlhörner der Schnecke ein, mit denen nun eine sehr sichtbare Verwandlung vorgeht. Die sonst feinen und weichen Fühler wachsen sich nämlich durch ihren Inhalt zu dicken, prall aus der Schnecke herausragenden Kolben aus. Damit aber auch die Schönheit nicht zu kurz kommt, erhalten die Hautkapseln eine durch die glasartig durchsichtigen Schneckenfüller schimmernde gelbe und grüne Färbung von weithin leuchtender Pracht. Dieser Anblick aber lockt nun ein drittes Tier an, nämlich einen Vogel, etwa ein Rottkehlchen oder eine Bachstelze. Der Vogel, der sich auf der Jagd nach fetten Raupen oder Maden befindet, glaubt in den beiden verwandelten Fühlhörnern der Schnecke das Gewünschte erblickt zu haben; ein Griff mit dem Schnabel — die Fühler samt ihrem Inhalt sind gepackt, abgerissen und verschluckt. Die Schnecke selbst aber zieht sich nach dieser schonungslosen Amputation eiligst in ihr Bernsteinhaus zurück und die Bachstelze wippt fröhlich davon, ohne zu ahnen, daß die kleinen Wurmpiraten nun in ihrem Körper ein fröhliches Dasein fortzusetzen gedenken. Sie nähern sich nämlich nicht wieder in

Hautkapseln ein, kriechen vielmehr im Magen des Vogels aus ihren Hüllen heraus und vermehren sich, worauf die neuen Eier einen natürlichen Weg aus dem Körper des Vogels finden, um schließlich abermals auf der Wiese zu liegen, wo sie neuerdings von einer Schnecke verzehrt werden können. Das Erfrischliche an dieser so komplizierten und schlaun Kriegsführung aber ist ihre Harmlosigkeit, da, wie man sieht, keiner der Beteiligten dabei zu Schaden kommt. Der Bachstelze geht es wohl, die Saugwürmer leben üppig und vermehren sich, und der amputierten Schnecke sind die Fühler längst wieder nachgewachsen.

Halten die Fliegen Winterschlaf?

Die Frage, ob die ausgewachsenen Sommerfliegen bei Beginn der kalten Jahreszeit in starren Schlaf verfallen und so überwintern, oder ob sie jedesmal sterben und sich nur durch die den Winter über liegenden Eier fortpflanzen, wird neuerdings durch die Untersuchungen des amerikanischen Forschers Dr. H. Skinner wieder aufgeworfen. Der genannte Forscher erklärt, wie die Naturwissenschaftliche Umschau der „Chemiker-Zeitung“ berichtet, daß die Fliegenpopulation alljährlich bei Beginn des Winters aussterbe, jedoch zahlreiche Puppen zurücklasse, die beim Frühlingsanfang ausschöpfen. Diese Theorie stützt sich darauf, daß nach der Meinung Dr. Skinners niemand gegen Ende des Winters lebenskräftige Fliegen zu sehen vermöge, oder daß es sich in Einzelfällen nur um ganz junge, frühzeitig aus den Eiern gekrochene Exemplare handeln könne. Dieselbe Ansicht wird auch von zwei englischen Insektenforschern, Copeman und Austen, vertreten. Sie forderten in den Tagesblättern das Publikum auf, ihnen im Winter lebende Fliegen zuzustellen, erhielten aber in der Zeit vom 19. Januar bis zum 27. April nur 58 Exemplare, die erstens 15 verschiedenen Arten angehörten und zweitens sich nach genauer Prüfung als ganz junge Fliegen erwiesen. Dieser neuen Annahme widerspricht aber die Meinung des deutschen Forschers Ofens, der bereits 1835 in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte für alle Stände“ die Ergebnisse seiner Untersuchungen bekanntgab. Nach Ofens wäre es erwiesen, daß die Stubenfliegen tatsächlich überwintern. So fand er in einem Bodenraum, dessen Fenster während des ganzen Winters geschlossen waren, im Januar Hunderte von erstarrten Fliegen, die im März zu neuem Leben erwachten. Da diese Fliegen sich nach genauen Untersuchungen als vorjährige Insekten erwiesen, scheint somit der Beweis für das Überwintern in einer Art starren Schlaf ziemlich einwandfrei gegeben.

Geschosse.

Bombe ist aus dem Griechischen abgeleitet, wo das entsprechende Wort einen lauten Knall bedeutet. Im 30-jährigen Kriege ist dieses Wort wie viele andere in unsere Heeresprache übernommen worden. Granate ist aus dem lateinischen Wort *granum*, d. h. Korn, gebildet. Von ihm wurde das Wort *granatus* abgeleitet, das mit Körnern versehen heißt und zur Bezeichnung des Geschosses verwendet

wurde, weil dieses mit Pulverkörnern gefüllt war. Handgranaten brauchte man schon im 16. Jahrhundert. Battista della Valle beschrieb ihre Anfertigung in seinem Werke „Il valle“ 1524. In dem Heere Ludwigs XIV. von Frankreich wurden jeder Kompagnie vier Leute zugeteilt, die Granaten werfen sollten und daher Grenadiers hießen. Schrapnell hat seinen Namen nach dem Erfinder, dem englischen Obersten Skrapnell (1803). Das Torpedo ist nach dem Fisch gleichen Namens benannt. Torpedo ist ein lateinisches Wort, das zunächst die Lähmung der Lebenskraft, die körperliche und geistige Stumpfheit, Trägheit und in übertragendem Sinne den bei Berührung starr machenden Zitterrochen bezeichnet.

Abend im Feld.

Nun warten sie voll Andacht,
Nun stehen sie ganz still,
Weil sich auf ihre Häupter
Der Abend senken will.

Die Rispen und die Ähren,
Von Friedensglanz umhaucht,
Die Winen und die Halme,
In leuchten Schein getaucht.

Die blauen Glockenblumen,
Der Margariten Heer,
Die Gräser und die Kräuter,
Sie rühren sich nicht mehr.

Da preist ein leises Wehen
Wie Gotteshand das Feld,
Sie beugen sich im Traume,
Der sie umfangen hält.

Und stehen weiter träumend;
Verschwieg'ne Seligkeit
Wiegt sanft sie auf und nieder —
Entschunden ist die Zeit.

Minna v. Konarski.



Knacknuß.

Mit welchen Briefmarken kann man einen gewöhnlichen Brief zu 15 Pfennig freimachen?

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

1. Der Lehrer sagte dem Mann, er müsse von jeder der drei Seiten des Dreiecks die Mitte suchen und von der Mitte der beiden Katheten aus eine Linie nach der Mitte der Hypotenuse ziehen. Hierauf habe er nur nötig, das dadurch entstehende Quadrat durch eine Diagonale (Querlinie von einer Ecke des Vierecks nach der anderen) in zwei Teile zu zerlegen, um vier gleichgroße Teile des Ackers zu erhalten. 2. Wenn jede der zwei Katheten des Dreiecks 400 Meter lang war, betrug die Länge der Hypotenuse 560 Meter. 3. Der Acker war 80000 Quadratmeter groß. 4. Die Katheten jedes der vier Teile waren 200 Meter und die Hypotenuse 280 Meter lang. 5. Jeder der vier Teile des Ackers hatte einen Flächeninhalt von 20000 Quadratmeter.

Auflösung der Knacknußchen:

1. Bild, Wild; 2. Bett, fett; 3. Matte, Ratte; 4. Raft, Haft; 5. Schiff, Riff; 6. Tisch, Fisch; 7. Dach, Bach.